

und öffentlichkeitsscheue Leben des einzig wirklich schweigsamen Schriftstellers eines Landes gegeben, dessen Autoren sich vor allem durch Redseligkeit auszeichnen. Die Unterhaltung mit meinem Verleger bescherte mir eine Überraschung nach der anderen, und unwillkürlich sprach ich meine Gedanken laut aus. Kloster, der fürchterliche Kloster, hatte also eine Frau? Und sogar etwas so Unvorstellbares, so unglaublich Bürgerliches wie eine Sekretärin?

»Und eine kleine Tochter, die er anbetet«, ergänzte Campari. »Ich habe ihn ein paarmal getroffen, als er mit ihr in den Park ging. Ja, er ist ein liebevoller Familienvater, wer hätte das gedacht?«

Kloster war damals zwar noch nicht von einem breiten Publikum »entdeckt« worden, doch bereits seit geraumer Zeit, vor allem seit der Veröffentlichung seiner Tetralogie, wurde er von vielen insgeheim als der Schriftsteller

gehandelt, den es zu entthronen galt. Von seinem ersten Buch an war er einfach zu groß gewesen, zu herausragend, zu bedeutend. Das Schweigen, in das er zwischen seinen Romanen verfiel, wirkte fast bedrohlich auf uns; als liege die Katze auf der Lauer, während die Mäuse vor sich hin veröffentlichten. Bei jeder Neuerscheinung von Kloster drängte sich uns schon nicht mehr die Frage auf, wie er es zustande gebracht hatte, sondern wie er es *erneut* zustande gebracht hatte. Zu unserem Leidwesen war er nicht einmal besonders alt oder unserer Generation fern, wie es uns lieb gewesen wäre. Wir trösteten uns mit der Schlussfolgerung, dass Kloster einer anderen Spezies angehören musste, irgendeiner Teufelsbrut, verstoßen von den Menschen, abgeschottet auf einer Insel aus verhärmtter Einsamkeit, vermutlich ebenso grässlich anzusehen wie seine eigenen Figuren. Wir stellten uns vor, er könnte, bevor er

Schriftsteller wurde, Gerichtsmediziner gewesen sein, Leichenbalsamierer in einem Museum oder Bestattungswagenfahrer. Schließlich hatte er selbst einem seiner Bücher den verächtlichen Satz von Kafkas Hungerkünstler als Motto vorangestellt: »Ich hungere, weil ich nicht die Speise finden konnte, die mir schmeckt. Hätte ich sie gefunden, ich hätte kein Aufsehen gemacht und mich vollgegessen wie du und alle.« Auf der Innenklappe seines ersten Romans hieß es diplomatisch, Klosters Ausdrucksweise habe etwas »Ungnädiges«, doch man musste nicht lange lesen, um zu erkennen, dass Kloster nicht ungnädig war – er war gnadenlos. Von den ersten Absätzen an blendeten einen seine Romane, wie die Scheinwerfer eines Autos in der Nacht, und zu spät merkte man, dass man sich selbst in einen vor Schreck starren, zitternden Hasen verwandelt hatte und zu nichts anderem mehr fähig war, als hypnotisiert die

Seiten umzublättern. Es lag eine beinahe physische Grausamkeit darin, wie seine Geschichten unter die Oberfläche drangen und tief sitzende Ängste aufwühlten, als setzte Kloster einen unheilvollen Meißel an, dessen Bann der Leser sich nicht entziehen konnte. Seine Romane waren nicht besonders blutrünstig, es wurde niemand zerstückelt. Sie waren auch keine richtigen Krimis (sodass wir ihn beruhigt als einfachen Krimiautor hätten abtun können). Aus ihnen sprach schlicht und ergreifend – das Böse. Und wäre das Wort nicht durch all die Seifenopern im Fernsehen verwässert und unbrauchbar gemacht worden, wäre dies vielleicht die beste Definition für seine Romane gewesen: Sie waren *böse*. Der Beweis dafür, wie übermächtig er bereits damals auf uns wirkte, war die verstohlene Art und Weise, in der wir von ihm sprachen, als ginge es darum, ein Geheimnis eifersüchtig vor »Außenstehenden« zu hüten. Auch die Kritiker

wussten im Grunde nicht, was sie von ihm halten sollten, und griffen, um sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr er ihnen imponierte, auf Anführungszeichen zurück, wenn sie unbeholfen konstatierten, Kloster schriebe »zu« gut. Darin hatten sie recht: Seine Texte waren zu gut. Außerhalb unserer Reichweite. Jede Szene, jede Dialogzeile, jede Auflösung barg die gleiche entmutigende Lektion, und sooft ich auch versucht hatte, ihre Mechanismen zu »durchschauen«, war ich doch nur zu dem Schluss gekommen, dass hinter alledem ein obsessiver Fantast stecken musste, der gnadenlos über Leben und Tod verfügte, ein absoluter Megalomane. Es ist also nicht verwunderlich, dass ich vor zehn Jahren mehr als neugierig darauf war, wer die »in jeder Hinsicht perfekte« Sekretärin dieses manischen Perfektionisten sein könnte.

Kaum zu Hause angelangt, rief ich sie an – am anderen Ende der Leitung antwortete mir